

# Blätter aus Krain.

## Beilage zur Laibacher Zeitung.

Nr. 4.

Erster Jahrgang.

24. Jänner 1857.

### Im Hafen von Fivorno.

Ich stehe einsam auf dem Molo  
Und schaue sinnend, wie die Wellen  
Des Meeres kommen und zerschellen, —  
Im Hafen ruht mein Barcafelo.  
Die Woge bricht sich mit Gebräuse  
Und eine neue folgt der andern;  
Was treibt sie wohl stets so zu wandern,  
Und wo sind sie im Grund zu Hause?  
Stammt diese wohl vom Saum der Wüste, —  
Vom Vaterlande jenes Mauren,  
Der stolz herabblüht auf die Gauen, —  
Und von Aegyptens heißer Küste?  
Kommt jene wohl von Palästina,  
Vom fernem Ufer der Levante,  
Und wälzte sich vorbei an Bante  
Und durch die Straße von Messina?  
Im Westen sich die Sonne neiget,  
Ich stehe sinnend noch; die Wellen  
In Sicht zerhäuben, neue schwellen,  
Doch ewig still die Tiefe schweiget.  
Erkennst du wohl das Bild des Lebens,  
Daß Mensch und Well' in gleicher Lage,  
Daß ungelöst bleibt manche Frage, —  
Die Sonne sinkt, du sinnst vergebens!

L. A.

### Geologische Excurse

in Gesellschaft des k. k. Berg Rathes und Chef-Geologen,  
Herrn W. V. Lipold.

Von Valentin Kouschegg.

(Fortsetzung.)

II.

Das östliche Gebiet von Oberkrain.

a. Das Tschainer-Thal.

Von der Stadt Stein führt eine Bezirksstraße gegen Osten nach Steiermark. Sie geht, das Pfarrdorf Neul links lassend, über Oberfeld, biegt sich um den Berg Stermez, und gelangt in Podhruska in das 2 Meilen lange Tschainer-Thal, welches sich bis an den Berg

Kozjak erstreckt. Jenseits des Kozjak windet sich die Bezirksstraße in weiterer Fortsetzung durch die Schlucht von Neuthal, durchschneidet dann den an der Ostmark von Krain gelegenen, einst zu Steiermark gehörigen Markt Flecken Mönik und mündet eine Viertel-Meile ober dem steierischen Dorfe Franz in die Kommerzialstraße. Gleich außer der Stadt Stein gewahrt man ein ziemlich geräumiges Becken eines vor Jahrhunderten abgestoffenen Sees, an dessen einstigem Ufer die Kirche von Neul erbaut ist. Noch bewahrt die Tradition das Andenken an diesen See, denn Neul heißt auch St. Georgen am See. Die Geröllmassen, welche der Feistritz-Fluß auf seinem linken Ufer einem Damme gleich aufgehäuft hat, mochten den Neulbach, der seine Gewässer aus dem Tschainer-Thal herabführt und gerade vor Stein in die Feistritz mündet, zu einem See gestaut haben, bis es ihm gelungen ist, die Geröllbank zu durchbrechen und seine stagnirende Wassermasse in das Feistritz-Bett zu entleeren. Es ist aber auch nicht unwahrscheinlich, daß die Feistritz selbst, die nach jedem Hochwasser ihr Flussbett ändert, den Damm unterspült und ihren Nebenbach von diesem Hemmnisse befreit habe.

Wir wollen nun den Neulbach thalaufrwärts verfolgen. Eine Viertel-Stunde Weges hinter Neul wird das fruchtbare Thal von Oberfeld durch einen Zweig der Steiner-Alpen, Poreber genannt, plötzlich abgeschlossen. Nur eine Schlucht kommunizirt mit dem dahinter liegenden Tschainer-Thal. Senkrechte, hin und wieder überhängende Kalkwände bilden diese Schlucht, die so eng ist, daß sich die Gewässer der Neul nur mit Mühe durchzwängen. Nicht einmal die behende Ziege ist im Stande, diese Felswände dem Bache entlang zu umklettern. Darum muß die Bezirksstraße über den Berg Stermez einen Umweg machen. Bei der ersten Anlegung hat man die Straße gerade über die steile Höhe des Berges gebahnt, und erst nach mehreren Jahren war man des beschwerlichen Weges müde geworden und umlegte ihn in die sanft ansteigende Einsattelung am nördlichen Gehänge des Stermez-Berges. Der Berg Stermez ist nichts anderes, als eine zwischen den Alpen-Kalken eingekleinte Tertiär-Ablagerung. Graubraune Sandschichten von geringem Zusammenhalt, dazwischen tafelförmige Blöcke eines festen Sandsteines, der ganz gut zu Bausteinen verwendet wird, setzen den ganzen Berg zusammen.



Jenseits des Stermez beginnt eigentlich erst das Tschainer-Thal. Es wird nach der Benennung der beiden Pfarrorte, Unter-Tschain und Ober-Tschain, in das untere und obere unterschieden.

Der Neulbach, der sich in seinen mäandrischen Windungen meist nur an den bewaldeten Nordabhang der südlichen Thalgrenze anschmiegt, durchfließt von Morgen gegen Abend in einer Strecke von 3 Stunden das anmuthige Tschainer-Thal. Er treibt viele Mahl- und Sägemühlen, denen der gut kultivirte Boden und der Holzreichtum der Umgegend Stoff in Fülle liefert.

Verwitterte Thonschiefer aus dem südlichen Berggrücken und verwitterte, mitunter dolomitische Kalk aus dem nördlichen Gebirgszuge der Trias- und Jura-Formation angehörig, gemengt mit sandigen Mergeln aus der Tertiär-Zeit, welche durch das ganze Thal, wenn auch da und dort nur schwache Spuren zurückgelassen hat, überdecken die Thalsohle und bilden jene glückliche Mischung des Bodens, die der Pflanzen-Kultur im hohen Grade gedeihlich ist. Und üben nicht Frühjahrsfröste, Reiffröste und Frost, als die gemeinsamen Plagen enger und tiefergelegener Thäler, auch hier ihren nachtheiligen Einfluß auf das Gedeihen der Kultur-Gewächse, man könnte das Tschainer-Thal unter die fruchtbarsten Gegenden des Landes zählen. Es sind auch die vielen und gut gebauten Dörfer, darunter insbesondere Loke, St. Martin, Laze, Ober-Tschain und Cirkviše, ein Beweis für eine verhältnißmäßig dichte Bevölkerung und für ländlichen Wohlstand, wozu die hier besonders günstigen Verhältnisse sich erfreuende Viehzucht das Meiste beiträgt.

Das Kalk-Gebirge, welches als eine Fortsetzung der Steiner-Alpen das Thal im Norden abschließt und durch seine Wasserscheide die Landesgränze gegen Steiermark bildet, erreicht in einzelnen Kuppen eine Meereshöhe von 4500 Fuß. Nur die schattigen Schluchten und höchsten Firnen sind noch bewaldet, das übrige, durch Holzriesen leicht zugängliche Terrain hat schon lange seinen Schmuck an majestätischen Buchen, Fichten, Tannen und mitunter auch Lärchen einer verschwenderischen Waldwirthschaft zum Opfer gebracht. Die Forstwirthschaft überläßt der Landmann der Ziege, die ungestört ihr grausames Weiderecht übt und den üppig aufsprießenden Nachwuchs des Laubholzes nicht in die Höhe schießen läßt. Erhebt sich auch die unter dem Laubholz keimende Fichte über das Niveau des Gestrüppes, ist doch ihr einzeln stehender Wipfel der Ungunst der Stürme preisgegeben und der Baum gedeiht nur kümmerlich. Dazu kommt noch eine äußerst schwunghafte Gereuthwirthschaft, und man muß sagen, sie ist unter solchen Verhältnissen auch geboten. Denn nicht allein die Ziege soll an diesen Gehängen ihre Nahrung finden, es muß ja den Gebirgler für den Entgang der Vortheile, die dem Thalbewohner sein Ackerboden bietet, auch die Rinder- und Schafzucht entschädigen; das unter der Obhut der Ziege stehende Gestrüppe nimmt immer mehr überhand, erstickt den Pflanzenwuchs und muß daher ausgerottet werden. Dieß geschieht durch die Gereuthwirthschaft am Vortheilhaftesten, weil sie

nebstbei eine namhafte Haserernte abwirft. In dem ganzen Gebirgszuge sieht man an den sanfteren Böschungen, an den Halden und in den Sätteln der Berg-Vorsprünge bis zu einer Höhe von 3000 Fuß Bauern-Gehöfte, in der Regel zu zwei, selten mehr als drei beisammen. Ihre Stroh- oder Schindeldächer schimmern unter den Nestern riesiger Wallnuß- und Eichenbäume malerisch hervor. Der Fleiß der Bewohner hat solche günstige Stellen in Ackerboden verwandelt, worauf zwar meist nur Haserbau betrieben wird, der aber noch immer lohnend genug ist, weil er hier ein vorzügliches Erzeugniß liefert. Um mich aber schon im Vorhinein gegen etwaige Einwendungen der Haserhändler sicher zu stellen, will ich bemerkt haben, daß in den Handel nur die leichtere Ware kommt; der schwere Kern wird fast durchgehends in bockledernen Säcken hinab an die Neul getragen und dort vermahlen; denn er bildet keinen geringen Theil der Nahrung dieses kernigen, von den Einflüssen moderner Genußsucht noch wenig berührten Gebirgsvölkchens.

Parallel der nördlichen Gebirgskette streicht im Süden des Thales ein zweiter Gebirgszug über Rabensberg, Pisajnovice, Rakitove und Liple bis an den Berg Kozjak, welcher das Thal durchquert und dasselbe von der Neuthaler- und Möttniker-Schlucht abschließt.

Die aus Trias-Kalken, worunter auch der Guttensteiner-Kalk vertreten ist, bestehende Masse dieses Gebirges ruht auf blauschwarzen Thonschiefern (Gailthaler-Schichten), die an den Ufern der Neul anstehen.

In der Nähe von St. Martin befinden sich zwei verfallene Stollen, wo man vor 20 Jahren silberhaltigen Bleierzgen nachgeschürft hat.

Haquet erwähnt (Oryct. 1. Thl.), daß zu seiner Zeit die Eisen-Gewerkschaft in Stein ihr Erz, das sie in einem „elenden“ Wolfssofen verschmolz, aus dem Tschainer-Thal bezogen hat. Er sagt: „Es ist ein Sumpferz, Haematites ruber, spongiosus, und wird in Tschain gleich unter der Dammerde hervorgesucht, und ist eigentlich ein Bohnerz.“

Das hiesige Eisenerz gleicht dem Kinsenerz, wie wir es in den Steiner-Alpen unter den Nimmulithen-Kalken gefunden haben und wovon schon Erwähnung geschah.

(Fortsetzung folgt.)

## Die Stecknadeln und das Jungfernbründl.

Ein Korrespondent der „Oesterr. Zeitung“ theilt aus Frankreich Folgendes mit:

Sie haben in der Umgebung Wien's, in den Regionen des Rahlberges, wenn ich nicht irre, ein „Jungfernbründl“, eine Quelle, welche den zahlreichen Freunden und Anhängern der Lotterie zum Vorwande dient, Nummern darin zu finden. So Manchen und noch mehr so Manche hat dieses Bründlein trocken gelegt, freilich eine seltene Eigenschaft für ein Bründlein, aber solches Unheil wie sein französischer Kollege, von dem ich erzählen will, hat es hoffentlich noch nicht



angestiftet, und wird es auch in der Zukunft bleiben lassen. — Die Bewohner des südlichen Frankreichs haben mit allen Völkern des Südens den Glauben zum Aberglauben und zu Vorurtheilen gemein. Unter anderen gilt z. B. in gewissen Gegenden eine Stecknadel, welche von einer Braut am Tage ihrer Hochzeit getragen worden, den jungen Mädchen als Talisman, der geeignet ist, Freier anzuziehen und einen Ehemann zu verschaffen. In der Vendée z. B. laufen zu jeder Hochzeit alle jungen Mädchen des Dorfes und der Umgegend herbei und bringen eine Stecknadel mit, die an der Toilette der Braut verwendet werden muß, und da es begreiflich immer mehr heiratslustige Mädchen gibt, als eine Braut Stecknadeln bedarf, so ist es dort Gebrauch, daß die Braut um die Taille eine Art Polster trägt, der zur Aufnahme der überzähligen Stecknadeln bestimmt ist. Des Abends, wenn die Braut heimgeführt wird, holt sich Jedes seinen Talisman und ist nun sicher, nicht als Jungfrau zu sterben. Am Eingange der Kirche in Laval befindet sich die Statue einer Heiligen, vor der kein Mädchen vorübergeht, ohne eine Stecknadel in die eigens dazu eingerichtete Fesse zu stecken, die sie beim Herausgehen wieder zurücknimmt, und von nun an als Reliquie bewahrt. Selbst in der Bretagne hat die Stecknadel eine eigenthümliche Bedeutung; dort gilt sie als Zeuge der Keuschheit und der Treue, und zwar gibt sie ihr Zeugniß im Vereine mit dem „Jungfernbründl“ ab, von dem ich Ihnen erzählen wollte. Einige Tage vor der Hochzeit führt der Bräutigam seine Braut zu einer mysteriösen Quelle, also zum „Jungfernbründl“, in welche die Braut eine ihrer Stecknadeln wirft; bleibt die Nadel auf dem Wasser, so ist die Unschuld der Braut unbezweifelt, sinkt sie unter, so ist kein Mittel im Stande, den Urtheilspruch des Orakels umzustößen. — In den Gegenden, wo diese Sitte gebräuchlich ist, sind die Mädchen so klug, sich bei dieser Wasserprobe hölzerner Nadeln zu bedienen, die sie in den umliegenden Sträuchen pflücken, und so manche Braut hat das Orakel in ihrem Glauben wankend gemacht. Am letzten Sonntag waren es drei Wochen, als ein junger kräftiger Bursche in seinem pittoresken Costume der Bretonen auf einem stolzen Esel daherritt in die Richtung von Morlair, mit der einen Hand die Zügel haltend, während die andere ein junges schönes Mädchen festhielt, das sich zu ihm auf den Rücken des Thieres geschwungen hatte. Und hurra, hurra, hopp, hopp, hopp ging's fort im saufenden Galopp zum „Jungfernbründl“, denn Sie haben errathen, daß es der Bräutigam war, der seine Braut zur Feuer- oder vielmehr zur Wasserprobe führte. Immer mehr entfernte man sich von den rauchenden Hütten und den blökenden Schafen, immer tiefer kam man in den Wald, der, dem dortigen Volksglauben gemäß, von Gnommen und Waldgeistern bewohnt ist, deren Stimmen man zuweilen in weiter Ferne unterschied. Dieses war wohl die Ursache der traurigen Stimmung, die sich plötzlich unseres Liebespaares bemächtigte, denn über das Resultat der Wasserprobe waren beide beruhigt; es gab kein braveres Mädchen auf 10 Stunden im Umkreise als Margaretha, und Jean war seiner Sache gewiß. Nach langem

Ritt erreicht unser Paar die heilige Quelle, steigt ab und nähert sich langsam dem Orakel, Marguerite gibt ihrem Bräutigam die linke Hand, zieht mit ihrer Rechten eine Stecknadel aus ihrem Busen und wirft sie mit lächelnder Miene in die Quelle. Aber, o Schrecken! statt oben zu schwimmen, geht die Nadel senkrecht zu Boden — und bleibt unten.

Acht Uhr schlug es am Kirchturme, als Jean seiner Braut, mit der er seitdem kein einziges Wort gewechselt, an der Thüre ihres väterlichen Hauses im Dunkel der Nacht vom Esel absteigen half, sie auf die Stirne küßte und mit den Worten Abschied nahm: Adieu, meine arme Marguerite, ich hatte Dich herzlich geliebt. . . . Das arme Mädchen, statt in's Haus zu gehen, wo sie den Eltern den fatalen Spruch des Orakels hätte gestehen müssen, floh, ohne zu wissen wohin, sie fühlte, sie werde den Spott ihrer Kameradinnen nicht ertragen, ohne den, den sie geliebt, nicht leben können. . . . Am andern Morgen fand man ihre Leiche in dem nahe gelegenen Teiche. Die Strenge des Orakels läßt sich leicht dadurch erklären, daß die arme Margarethe in ihrer Naivität, statt sich eines Dornes zu bedienen, wie es ihre erfahreneren Kameradinnen stets gethan, eine silberne Nadel aus ihrem Busen zog, die sie von ihrem Bräutigam zum Geschenk erhalten hatte.

## Verschiedenes.

**Das gelobte Land.** Dr. Forsyth, ein in Neuseeland wohnhafter Ansiedler, schilderte in einer sehr interessanten Vorlesung, die er in London hielt, diese Kolonie als eine Art gelobtes Land, reich an Blumen und Südfrüchten, von sturmfreien Meeren umspült, mit einigen Spuren vulkanischer Ausbrüche, die jedoch in unvordenkliche Zeiten zurückweisen; denn seit ein Europäer es zuerst besucht, ist nicht der leiseste Erdstoß darauf verspürt worden. In der alten Mythologie der Eingeborenen sei von keinem höchsten Wesen die Rede, sie wissen bloß, daß vor der Schöpfung des Menschen-Geschlechtes die Welt von Finsterniß bedeckt war. Zuerst, sagen sie, war der Gedanke, dann der Geist, dann der Stoff. Sie bekennen sich jetzt, fast ohne Ausnahme, zum Christenthum. Ihr Sprachgebrauch deutet auf ein sanftes Naturell. Das Wort „Feind“ kennen sie nicht, sondern gebrauchen dafür die Umschreibung „ein erzürnter Freund.“ Ein Häuptling setzte, nachdem er einen Missionär predigen gehört, sogleich alle seine Sklaven in Freiheit.

## Literarisches.

**Geibel.** Neue Gedichte. Stuttgart 1836.

Es sind sechszehn Jahre her, daß der aus Lübeck stammende, gegenwärtig als Professor der Literatur in München lebende Geibel seinen ersten Band Gedichte drucken ließ. Die Auflage ging beim Brand der Druckerei verloren. Kurze Zeit darauf erschien die zweite Auflage. Seitdem sind die Gedichte Geibel's in vierzig Auflagen erschienen — ein in der Geschichte der Literatur beispielloser Erfolg. Es ist keine leichte Aufgabe, Geibel richtig zu würdigen; denn der Erfolg seiner Gedichte steht mit dem Werth derselben in gar keinem Verhältniß. Ihn hat die



Zeit emporgetragen, oder besser, er ist berühmt geworden, weil er außerhalb der Bahn stand, in welcher der Geist der Zeit sich bewegte. Die vierziger Jahre bilden einen Abschnitt in der Geschichte, in welchem die politischen Interessen vor allen anderen in den Vordergrund traten. Alle Gemüther waren gedrückt von der Schwüle der politischen Atmosphäre, und wurden aufgeregt durch das Partei-Geschrei, die Lärm-Signale der Tagespoeten; das allgemein Menschliche trat ganz in den Hintergrund. Geibel's erstes Aufstreben blieb in dem allgemeinen Lärm unbeachtet, bis man der ewigen Tiraden und Phrasen müde ward und aus dem Quell der wahren Poesie wieder schöpfen wollte. Da fand man denn in dem isolirt dastehenden talentvollen Geibel einen erwünschten Gegensatz zu der politischen Tendenz-Dichtung. Er sang, was in jedem Herzen ein Echo fand; seine Lieder waren frei von den Geschmacklosigkeiten der politischen Dichter, und hatten überdies einen ethischen Duft, der nach den wüsten Exaltationen allen Herzen ordentlich wohlthat. Zuerst erwarb er sich die Welt der feinen Salons, welcher die einschmeichelnden Klänge besser behagten, als die wilden Freiheitslieder. Alsdann wandte sich ihm die pietätische Partei zu und diese wollte ihn zu ihrem Chorführer machen. Vor Allen aber erwarb sich Geibel die Gunst der Frauen, die in seiner Poesie etwas ihnen Verwandtes, etwas Weibliches zu finden meinten. Die Frauen sind Geibel auch treu geblieben, namentlich die jungen, so daß Geibel's Ausspruch: „Ich bin unsterblich, so lange es Backfische auf der Welt gibt,“ die richtigste Kritik ist. Dieß sind die Umstände, welche Geibel emporheben. — Wie steht es nun mit dem poetischen Werth seiner Dichtungen? —

Geibel ist Lyriker und nur Lyriker, denn alle seine Versuche in einer andern Kunstform der Poesie sind ihm nicht gelungen, weil ihm die Kraft fehlt. Da aber die Lyrik die unterste Gattung der Poesie ist, so geht daraus hervor, daß Geibel kein Dichter ersten Ranges ist. Aber auch in der Lyrik nimmt er nicht die oberste Stufe ein, die ihm seine Anhänger gerne zusprechen möchten. Wenn ihm auch das sangbare Lied gelingt, wenn ihm seine hohe Bildung vor Unklarheiten, sein geträuteter Geschmack vor Trivialitäten und Absurditäten bewahrt, wenn seine Sprache melodisch und weich, seine Form durchsichtig und untadelhaft, sein Ausdruck wahr und natürlich ist, so geht ihm doch der höhere Schwung, die tiefere Kraft und Energie ab; selbst sein Ideenkreis zeigt sich als ein beschränkter, denn es sind nur wenige Motive in seinen Liedern zu finden. Nur eins bleibt, durch das er über seine Zeitgenossen emporragt — die Sittlichkeit, die allen seinen Dichtungen zu Grunde liegt, weswegen ihn seine frommen Verehrer gern zum ausschließlich „christlichen“ Dichter stempeln wollten. So wenig es aber Zweck des Christenthums ist, Poeten hervor zu bringen (wie Herder sagt), so wenig ist es Zweck der Poesie, der Religion dienstbar zu sein. — Nach dem ersten Band seiner Gedichte erschien der zweite „Zeitstimmen“ und der dritte „Junius-Lieder.“ Diejenigen von Geibel's Verehrern, welche geglaubt hatten, er werde nun immer Vollkommeneres bringen, fanden sich, insofern getäuscht, als zwar alle Vorzüge Geibel's sich auch hier wieder zeigten und ein sichtlich Streben nach Formvollendung offenbar war, aber doch der Quell der Poesie anfang seichter zu werden und das Feuer der Begeisterung zu einer Studierlampe herabsank. Nun meinte man, Geibel habe die Lyrik überwunden und nähere sich der höheren Kunstform der Poesie, dem Drama, weil er den „Meister Andrea“ schrieb. Allein der dramatische Versuch machte so vollständig Fiasco, daß Jedermann die Ueberzeugung fassen mußte, Geibel habe nicht das Zeug für das Drama. Nun ist der Dichter wieder auf dem Felde der Lyrik erschienen mit einem Bande „Neue Gedichte,“ welche Anlaß dieser kleinen Betrachtung sind. Diese „Neuen Gedichte“ haben nur ein Verdienst, daß sie nämlich darthun, wie Geibel's Muse ihrer Auflösung entgegengeht. Es scheinen überhaupt weniger neue Gedichte, als vielmehr eine Nachlese aus alten zu sein, die uns der Dichter als neue aufstischt. War in seinen früheren Gedichten immer eine gewisse frische Färbung bemerkbar, faßte er die Dinge wahr und natürlich auf, und war er hie und da fest und anschaulich in der Darstellung, so scheint jetzt alles farblos, gemacht, reflektirend und trocken. Ohne Tadel ist seine Form, seine Sprache

wie Musik, aber für einen dürftigen Inhalt kaum das alles nicht entschädigen. Und daß sein Gedanken- und Ideenkreis ein enger ist, dafür zeugt auch diese Sammlung, welche kein neues Motiv enthält. Doch, nehmen wir das Buch zur Hand. Da treten uns zuerst „vermischte Gedichte“ entgegen, denen wir hie und da schon begegnet sind, z. B. der Mythos vom Dampf. Es ist dieß Gedicht wohl das beste in der ganzen Sammlung. Dann folgen „Lieder aus alter und neuer Zeit,“ in denen er seine alten Themata vom Sehnsucht-, Liebes- und Trennungsschmerz auf's Neue varirt. Nun kommen „Sprüche,“ Weisheitsregeln, die oft nur zu wahr sind, auch wenn man sie auf Geibel selbst anwendet, z. B.:

Mit unsrer Tageskritik verdarb ich's leider,  
Daß ich sie nie um ihre Weisheit trug;  
Sie klopf't noch stets die abgelegten Kleider,  
Die ich vor fünfzehn Jahren trug.

Das trifft vollständig ein; hat aber seinen Grund wohl darin, daß der Dichter nicht das Zeug besaß, sich neue Kleider daraus schneiden zu lassen. — Auf die Sprüche folgt ein zweites Buch „vermischte Gedichte,“ eine Reihe „Distichen,“ und ein Gedicht „Judas Ischarioth,“ in welchem der Dichter versucht hat, die Gemüthsverfassung des größten aller Verräther und die nicht unedlen (?) Motive seiner That darzustellen; dann kommen einige Balladen und den Schluß machen „Tagebuchblätter.“ — Wir sagten, Geibel habe nicht genug Gestaltungskraft, um epische Dichtungen zu schaffen, und die Balladen liefern einen neuen Beweis dafür. Geibel ist zu weich, zu musikalisch, er verwendet auf die Form zu viel Fleiß, und so kommt es, daß seine Balladen, bei allem Wohlklang, doch matt sind. Geibel hat schon von Andern behandelte Stoffe genommen, wie z. B. „die Windsbraut,“ die sich zur Windsbraut Kinkel's verhält, wie Wasser zu Wein. Geibel ist nur ein Mal ein epischer Wurf gelungen, in „Sig-rod's Brautsahrt,“ dessen Zauber indes auch mehr in der reizenden Behandlung der Nibelungen-Strophe besteht. — Unsere Betrachtung schließend, können wir nicht umgehen zu bemerken, daß es besser wäre, wenn Hr. Geibel sich begnügen möchte mit dem großen Erfolg seiner früheren Gedichte, den sie nicht ganz verdient haben, und daß er sich ein Beispiel nehme an Uhländ, dem sicher der Drang zum Produziren nicht ausgegangen ist, der aber dem Publiziren ein Ende gemacht hat, und so der Welt stets als jugendfrischer, nicht als altersschwacher Dichter verblieben ist und verbleiben wird.

L. J.

## Theater in Laibach.

P. In Palf's „Zigunerin“ bewährte sich Herr Viclezizky (Thomas) als tüchtiger Sänger, besonders die Arie des 4. Actes wurde von demselben mit einer Bravour gesungen, die einen allgemeinen Beifallsturm erregte. — Frl. Zodek, durch welche der Tictpart vertreten war, leistete sehr Gutes; auch Herr Hajek wirkte entsprechend. Die Herren Maurer und Schmid genügten. — Frl. Löwy (Zigunerkönigin) sang im Duet des 2. Actes ziemlich gut, jedoch wäre es wünschenswerth, wenn sie sich strenger an die Noten der Partitur hielte und alle Ziererei fallen ließe. — Der Chor ließ, wie gewöhnlich, Wünschenswerthes übrig.

Samstag den 17., zum Vortheile des Hrn. Braunhofer, „Roths Haare“ und „Gänstchen von Bucheman.“ Besonders Gelingen's leisteten hierin die Herren Braunhofer (Silberling) und Julius (Hase und Kink). — Frl. Julius übertrug die Anforderungen, die man an eine Anfängerin stellen kann. — Hr. Geißler (Wenbler) wirkte nach Kräften störend ein, sonst konnten beide Stücke in allen Chancen gelungen genannt werden. — Sonntag den 18. „Die Räuber auf Maria-Kulm.“ Gemälde (?) aus der vaterländischen Geschichte (?) von Ginz. Cuno. — Frl. Müller (Bibiana) wußte bei aller Unnatürlichkeit ihres Spieles einige Momente zur Geltung zu bringen, wofür ihr die Würdigung der Gallerie zu Theil wurde. — Wacker hielten sich indessen der grimmige Ruff (Hr. Julius) nebst seinen Kumpanen, wie auch sein „Armes Täubchen,“ die Nitterstochter Evofadia (Frl. Julius). — Auch Hr. Müller (Dittenar) verdient lobend erwähnt zu werden. — In Restroi's „Verhängnißvoller Faschingsnacht“ wäre ein besseres Mercurium am Plage gewesen; im Uebrigen leisteten die Herren Wittmann (Korenz) und Braunhofer (Gied), wie Frl. Julius (Sejerl) Lobenswerthes. — Hr. Böhm entsprach nicht.